



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Deutsche Kirchen und Schulen zur Reformationszeit.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

das Vertrauen zu der Wirksamkeit der synodalen Organe. Ebenso haben wir es bedauern müssen, daß die positiven Parteien sich noch nicht auf den Boden voller gegenseitiger Anerkennung gestellt haben, der gefunden und bewahrt werden muß, wenn die evangelische Kirche der Gefahr der Auflösung entgehen soll; wie gern wir es auch anerkennen, daß in dieser Hinsicht zur Versöhnung und zu gegenseitiger Annäherung durch die Synode viel geschehen ist. Es handelt sich hier um die Lebensfrage der evangelischen Kirche, um ihr Sein oder Nichtsein. Ihre Stärke ist auch ihre Schwäche. Ist der Protestantismus durch die Befreiung der an Gottes Wort gebundenen Subjektivität entstanden, so kann er doch nur durch die Selbstbeschränkung derselben Bestand gewinnen.

Königsberg i. Pr.

H. Jacoby.

## Deutsche Kirchen und Schulen zur Reformationszeit.

Die Einführung der Lehre Luthers hatte im Kurfürstenthum Sachsen eine große Anzahl kirchlicher Einzelbildungen zur Folge, die sich, je nachdem diese Lehre verstanden worden war, sowohl in dogmatischer Hinsicht als in ihrer äußeren Erscheinung wesentlich von einander unterschieden. Die Versuche, dieselben gleichmäßig zu gestalten, erwiesen sich so lange als erfolglos oder doch ungenügend, als es an einer durchgreifenden kirchlichen Gewalt mangelte. Was Luther selbst nach dieser Seite hin that, bestand in bloßen Rathschlägen; denn er war dem Zwange abhold und wollte nicht ein straffes geistliches Regiment, sondern freiheitliche Entwicklung seiner Lehre zu einer neuen Kirche. Der politische Faktor, der Staat, sollte nichts dreinzureden haben. Auf diesem Wege aber wäre aus jenen Einzelbildungen nie ein organisirtes Ganze geworden. Andererseits gesellte sich der religiösen Bewegung bald eine politische zu, welche, genährt durch Mißverständnis der Gedanken des Reformators, das Eingreifen der Staatsgewalt doch gebot. Die Schläge, welche die Wiedertäufer und der Bauernaufstand gegen die Entwicklung der Lutherischen Kirche geführt, hatten die Grundlagen erschüttert, auf denen dieselbe sich erbauen sollte. Das Predigtamt und die Obrigkeit, die Luther sich als deren Säulen gedacht, waren negirt, die politischen Gemeinden in den Städten und auf dem Lande durchwühlt und zersetzt, die ohnehin lockere kirchliche Ordnung stand im Begriffe, sich aufzulösen. So sah der Reformator sich durch die Noth gezwungen, zur Aufrichtung der Pfarreien und zur Sicherstellung derselben für die Zukunft die Hilfe der terri-

torialen Gewalt in Anspruch zu nehmen. „Die Pfarren,“ so schreibt er, „liegen elend darnieder, niemand giebt, niemand bezahlt, Opfer und Seelpfennige sind gefallen, Zinsen sind nicht da oder zu wenig, es achtet der gemeine Mann weder Prediger noch Pfarrer, sodaß, wo nicht eine tapfere Ordnung und stattliche Erhaltung der Pfarreien vorgenommen wird, in kurzer Zeit weder Pfarrhöfe, Schulen noch Schüler da sein werden, und Gottes Wort und Dienst zu Boden gehen muß.“

Das sachsen-ernestiniſche Haus, unter Friedrich dem Weisen der Reformation im Stillen, unter dessen Nachfolger Johann Friedrich offen zugethan, ging auf Luthers Vorschlag, auf den Bildungsgang der Kirche einzuwirken und einen Läuterungsproceß mit ihr vorzunehmen, ein und ordnete zu diesem Zwecke Visitationen an, über die uns jetzt C. A. S. Burkhardt in der Schrift: *Geschichte der sächsischen Kirchen- und Schulvisitationen von 1524 bis 1545* (Leipzig, Grunow, 1879. 347 S.) zum ersten Male quellenmäßig berichtet hat. Das Buch, auf gründlichster Forschung in den Archiven ruhend, muß als ein sehr werthvoller Beitrag zur Kunde der Kirchen- und Sittengeschichte des sechzehnten Jahrhunderts bezeichnet werden. Im Nachstehenden geben wir, zum Theil mit den Worten des Autors, einen Ueberblick über den Hauptinhalt desselben.

Daß man zur Untersuchung der Zustände mit Visitationen begann und später fortfuhr, war selbstverständlich. Sie waren schon zur Zeit der Apostel üblich gewesen und in der katholischen Kirche von den alten Bischöfen ausgeübt worden, aber allmählich in Verfall gerathen und mit ihnen, wie Luther im „*Visitationsbuche*“ betont, die anderen Einrichtungen der katholischen Kirche. „*Stifter und Klöster,*“ sagt er dort, „haben die christliche Kirche unterdrückt, der Glaube ist erloschen, die Liebe in Zank und Krieg verwandelt, das Evangelium ist unter die Bank gesteckt, und anstatt daß dasselbe regiert, ist eitelles Menschenwerk oben auf. Da hat freilich der Teufel gut machen, weil eitel geistliche Larven und Mönchskälber aufgerichtet sind.“ Zunächst aber hatten die Visitationen nicht sowohl die Verderbniß der Sitte und den Glauben der Betreffenden und deren Läuterung im Auge, als die materielle Seite der Sache. In jener Beziehung war Vorsicht geboten, wenn die Existenz der Ansätze zur Bildung einer Kirche nicht in Frage gestellt werden sollte. Jene Schäden sollten später beseitigt werden. Vorerst war nach Luthers Meinung zu sorgen, daß der schwerbedrohte Bestand der Kirchen und Schulen durch genügende Dotirung gesichert werde.

Der erste Versuch mit Visitationen wurde 1524 in einzelnen Landestheilen in den Aemtern Borna und Tenneberg unternommen. 1526 folgte ein zweiter im Kurkreise. Beide wurden bald als unzulänglich und von unrichtigen Grundsätzen bestimmt erkannt, und man begann mit der Untersuchung aller Gebiets-

theile des Kurfürstenthums, die bis 1529 fortgesetzt wurde, und bei der man mit möglichster Schonung der kirchlichen Elemente verfuhr, ihnen Zeit zur Ausbildung im Sinne der Reformation gewährte und die materielle Besserung der Pfarrstellen in den Vordergrund stellte. Daß letzteres sehr nöthig war, mag ein Blick auf die Ergebnisse dieser ersten ordentlichen Visitation zeigen. Zugleich aber wird man daraus ersehen, wie es damals um die sittlichen Zustände und das Wissen der Geistlichkeit und um die Schulen der betreffenden Landstriche stand.

Nur etwa vier Fünftel der Pfarrer entsprachen im Kurkreise den Anforderungen, welche die Visitatoren, unter denen sich Luther selbst befand, stellten. Ferner herrschte Mangel an Geistlichen. Die materielle Lage derselben war vielfach ungünstig. Groß war die Rohheit des Volkes nicht bloß in den Dörfern, sondern auch in den kleinen Städten. Den Besseren sogar war schon ein zweimaliger Gottesdienst in der Woche zuviel. Ueberall fanden sich viele, die man nicht zum Genuße des Abendmahls lassen konnte, weil sie die Hauptstücke des Glaubens nicht kannten. In Wercho konnten die Bauern weder beten noch wußten sie etwas von den zehn Geboten und den Glaubensartikeln. In Schlieben riethen die Visitatoren selbst dem Propste, die Nachmittagspredigt einzustellen, und „das Wort Gottes nicht vor die Säue zu werfen“. In Schönau und Cöpien hatte man sich offen gegen die Predigt aufgelehnt. In Düben war der kirchliche Sinn so sehr erloschen, daß oft kaum drei Menschen dem Gottesdienste bewohnten, und wie arg es um die Sitten bestellt war, sehen wir daraus, daß in diesem Städtchen mit seinen 110 Familien in einem Jahre 15 uneheliche Kinder getauft worden waren. In Zinna weigerten sich die Leute, das Vaterunser zu lernen, weil es „zu lang“ sei. Oeffentliche Störungen des Gottesdienstes durch Unterbrechung der Predigt waren nichts Seltenes. In Süptitz zogen die Bauern während der Kirche mit Pauken auf, dort wie in Mukrehna bewahrte man das Pfingstbier im Gotteshause auf.

Diese und ähnliche Beispiele der Verwilderung des Volkes gestatten einen Rückschluß auf die Wirksamkeit der Geistlichen. Viele waren zwar dem Bekenntnisse nach lutherisch, huldigten aber noch den katholischen Gebräuchen, gebrauchten Weihwasser und spendeten das Abendmahl in einerlei Gestalt. Manche vertraten sogar beide Bekenntnisse. In Elsnig konnte der Pfarrer Vaterunser und Glauben nur mit gebrochnen Worten hersagen, dagegen war er ein vielbegehrter Teufelsbammer. Mehrfach mußte man die Seelsorger um ihrer selbst und der beschränkten Fassungskraft ihrer Gemeinden willen anweisen, das Wort Gottes „aufs gröbste“ auszulegen, wozu es eine gedruckte Anweisung gab. In wendischen Orten fehlte es vielfach aus sprachlichen Gründen an Geistlichen. Die Zahl der Pfarrer, die in Trunksucht, wilder Ehe und Hader mit ihren

Gemeinden dahinlebten, bürgerliche Gewerbe, namentlich den Bierchank betrieben, war so groß, daß die Visitatoren sich deshalb zu Absehungcn veranlaßt sahen, wogegen man selbst beharrliche Papisten nicht wegschickte, ohne für ihren Lebensunterhalt zu sorgen. Ueberall gab man bei nicht zu argen Fällen Zeit zur Besserung; denn die junge Kirche konnte für jetzt bessere Kräfte nicht beschaffen.

Trostlos war die materielle Lage der Geistlichen. Die Stiftungen waren eingegangen und ihr Vermögen besonders vom Adel eingesäckelt worden. Je mehr die Unkirchlichkeit einriß, desto geringer wurden die Einnahmen der Pfarrer, und man durfte froh sein, wenn man die kleinen Naturalbezüge, die Opfer- und Messpfennige und ähnliches wieder flüssig machen konnte, von denen jene dann kümmerlich ihr Dasein fristeten. Auffällige Pfarrhäuser waren etwas ganz gewöhnliches, manche Orte besaßen gar kein Pfarrhaus, einige nicht einmal eine Kirche, sodaß der Gottesdienst unter einem Baume abgehalten werden mußte. Acker und Wiesen waren bei mehreren Pfarren nicht mehr vorhanden, da die Gemeinde sie bei günstiger Zeit verkauft hatte. Die Schulen lagen fast ganz darnieder. Dorfschulen gab es äußerst wenige. Man war hier schon zufrieden, wenn der Küster sich wöchentlich einmal der Kinder annahm. In Dubro lobten die Bauern den ihrigen, aber es stellte sich heraus, daß er weder schreiben noch lesen konnte. In den Städten versah meist der Stadtschreiber den Schuldienst. In Schlieben gab es nur Abeschützen, in Uebigau lag die Schule in Asche, in Düben war sie ein ganzes Jahr nicht besucht worden. Nur in der kurfürstlichen Residenz Torgau gab es eine gelehrte Schule nach Melanths Zuschnitt und daneben eine Mädchenschule. In Betreff beider warnten die Visitatoren vor Ueberbürdung der Jugend, „damit sie des Lernens nicht überdrüssig würde“.

Schlimmer als im Kurkreise lagen die Dinge in Meißcn und im Vogtlande. Diese Landestheile hatten 87 Pfarreien mit 238 Ortschaften, von denen 109 Kirchen oder Kapellen besaßen. Von den 96 Geistlichen, welche diese versorgten, entsprachen den Anforderungen der Visitatoren nur 25, während 37 ziemlich gut, 11 leidlich befähigt waren und 21 gar nichts taugten. Etwa ein Fünftel der Geistlichkeit war noch dem Papismus ergeben, und dieses Fünftel war ebenso sittenlos als unwissend. Diese Seelenhirten lebten meist mit „Köchinnen“ oder in wilder Ehe, nur ein einziger besaß eine rechtmäßige Frau; Michael Kramer, der Prediger in Luda, hatte sogar drei lebende Ehe weiber, ohne von zweien geschieden zu sein. Die Pfarreien wurden aufs gewissenloseste verwaltet. Der Pfarrer in Oberledlau hatte drei Jahre lang das Messelesen und die Darreichung des Abendmahls unterlassen. In Fuchshain mit seinen 10 Filialen war lange Zeit nicht gepredigt worden. Die Besoldung der Geistlichen war dürftig, so daß sie sich mit Ackerbau und Viehzucht ernähren mußten, was sie

wieder in ein widriges Abhängigkeitsverhältniß zu ihren Pfarrkindern brachte, weil sie dabei auf die Hilfe derselben durch Frohdienste angewiesen waren. Noch trauriger war die Lage derer, die weder Aecker noch Wiesen und auch keinen Decem hatten, sondern auf Naturalbezüge angewiesen waren, die nicht selten ausblieben und auf lässige und bisweilen ärgerliche Weise von den einzelnen Gemeindegliedern eingefordert werden mußten. Dahin gehörte in Lohma das „Zehnbrot“, in Wildenbörten das „Sprengbrot“ und in Hartroda der „Kornzehnd“. An anderen Orten, z. B. in Borna, bezog der Pfarrer das „Sichelgeld“ und den „Mefsheller“, und hie und da war das Sprengbrot oder das Weihnachtsbrot schon in eine kleine Gelddagabe verwandelt. Schon aus der Verschiedenheit dieser Einnahmen ergeben sich die Schwierigkeiten, denen der Geistliche bei persönlicher Einforderung derselben begegnete. Gänzlich in den Hintergrund trat bei dieser Visitation das Schicksal der Schulen, deren es hier fast nur in den Städten gab, während in den Dörfern, wenn überhaupt jemand, der Gemeindegliedern unterrichtete, der zugleich Küster war.

Aus der Visitation der fränkischen Landestheile ergibt sich, daß von den 137 Geistlichen derselben 31 gut, 26 mittelmäßig, 24 untauglich und die übrigen, meist Vikare, ohne Censur waren. Die Untauglichen waren theils der neuen Lehre feindlich, theils trugen sie auf beiden Achseln, theils waren sie, wie die zu Westhausen und Rieth, Säufer und Spieler. In Unfinden lehrte der Pfarrer das neue Evangelium, las aber auch Messe und brauchte das Weihwasser. Sich zu verhehelichen hielt er für ein Wagniß. Fast ein Drittel der Geistlichen lebte mit Konkubinen, die man hie und da aus Furcht vor Entlassung durch die Visitatoren rasch heirathete. Der Pfarrherr zu Hellingen erklärte offen, er habe die Verhehelichung hinausgeschoben, weil er beim Ableben der alten Zuhälterin „lieber eine Junge“ heirathen möchte. In Ahorn entpuppte sich der Pastor als Leinweber, sein Einkommen von der Pfarrstelle betrug nur 2 Gulden, d. h. etwa 36 Mark unsrer Währung. Sein Amtsbruder in Weilsdorf war selten zu Hause, da er seiner Nahrung nachgehen mußte. In Unterlauter war der Geistliche, der auf keine Frage Antwort zu geben vermochte, auf Verwendung des Kurfürsten zum Amte gelangt, weil er sein Erbe an die Kirche abgetreten hatte.

So war an allen Enden Glends genug. Schon die materielle Lage zu bessern erheischte große Mühe, noch mehr aber die Einsetzung tüchtiger Persönlichkeiten, an denen es überall mangelte, namentlich da, wo Stellen an Bisthümer grenzten, und wo in Folge dessen lutherische Prediger in Lebensgefahr waren. Besser war es mit den Schulen bestellt. In den Städten waren diese noch in vollem Gange, und selbst auf den Dörfern gab es Schulen in hinreichender Zahl.

Vergleichsweise recht gut stand es mit den kirchlichen Verhältnissen in den Gegenden von Zwickau, Werdau und Crimmitschau, die im Januar 1529 der Visitation unterzogen wurden, und die sich der Reformation sehr günstig gezeigt hatten. Von den 91 Geistlichen, die hier wirkten, konnte 42 die erste, 19 die zweite, 15 die dritte und 12 die vierte Censur erteilt werden. Indes fehlte es auch hier nicht an verdrießlichen Erfahrungen. „Was darfs vieler Worte,“ entgegnete der Pfarrer zu Mosel den Visitatoren, „ich will von der römischen Kirche nicht abstehen.“ Er wie sein Kollege in Langenbernsdorf hatte noch eine Zuhälterin im Hause. In Plohn fand man einen gänzlich ungeschickten Geistlichen, der 42 Dienstjahre hinter sich hatte. In Pischoden wirkte als Pfarrer gar ein Randiot, der mit Mühe und Noth den Anforderungen der Visitation genigte. Auch sonst stieß man auf „unbrauchbare feiste Papisten“. Ausgezeichnet bestellt war es mit Kirche und Schule in der Stadt Zwickau, wo eine vorzügliche städtische Verwaltung bestand, und wo in der Schule sogar Griechisch und Hebräisch gelehrt wurde. Doch gab es hier noch einige Anhänger der wiedertäuferischen Propheten, die das Sakrament „Ackerment“ schalteten, denen die Taufe ein „Hundsbad“ war, und welche die Ehe als Unzucht verachteten. In andern Städten und auf dem Lande ließen die Zustände zu wünschen übrig. Die Schule in Crimmitschau hatte kein Einkommen, die Buchholzer Pfarre keinerlei Vermögen. Der Geistliche bezog wöchentlich einen Gulden Besoldung und jährlich fünf Gulden Holzgeld, indes besaß er die Braugerechtigkeit, und Burckhardt hält für möglich, daß er sein Bier auch selbst ausgeschenkt hat. Wie der kirchliche Sinn abgenommen hatte, ersah man in Hirschfeld, wo vier Jahre lang nicht ein Schock (Groschen) gefallen war, während früher in einem Jahre mehr eingekommen.

Als die Visitatoren des Vogtlandes ihre Untersuchungen weiter ausdehnten und die Aemter Vogtsberg, Plauen, Weida und Ronneburg prüften, ergab sich, daß das Papstthum im letztgenannten am meisten an Boden verloren hatte. Raum der dritte Theil der Geistlichen hing hier dem alten Glauben noch an oder erwies sich für den lutherischen Pfarrdienst ungenügend. Fast gleiche Bewandniß hatte es mit den Aemtern Vogtsberg und Plauen, wogegen Weida unter dem Einfluß des dort herrschenden Klosterwesens weit mehr Untüchtige hatte. Viele derselben hielten den katholischen Ritus noch aufrecht und führten ein ärgerliches Leben mit Konkubinen. Der Pfarrer von Kauern war mehr Hasenjäger als Geistlicher, der in Straßberg war Tuchmachergeselle und Deutschordensherr, der zu Mosel erst Bäcker, dann Feldschreiber während des Zwickauer Bauern-Aufsturus gewesen. Viele Gemeinden führten ein sittenloses Leben, und mancher Ort, z. B. Untertriebel, hatte sich durch Gotteslästerung und gewohnheitsmäßigen Ehebruch weithin einen üblen Namen gemacht. Die materiellen

Verhältnisse der Geistlichen waren vielfach trauriger Art, während die Klosterleute sich überreicher Einnahmen erfreuten. Das stiftungsmäßige Vermögen wurde den Weltgeistlichen oft durch die Gemeinde, oft durch den adelichen Patron entzogen. Seit den Bauernkriegen glaubten viele Pfarrkinder sich aller Verpflichtungen gegen dieselben enthoben. Dann blieb letzteren nur Feld und Wiese, wenn sie die Bewirthschaftung derselben ermöglichen konnten. Ueberblickt man die große Menge der kleineren Bezüge, die der Geistliche selbst eintreiben mußte, so begreift man den Mangel, den er bei herrschender Saumseligkeit erlitt. „Nicht allein,“ sagt der Verfasser, „war es der Bezug niedriger Tauf-, Trau- und Begräbniskosten, Kommuniongebühren u. dgl., die drückend erschienen, sondern es war ein beständiges Decemgeschäft, dem der Geistliche um der Existenz willen fortwährend seine Aufmerksamkeit widmen mußte. Bezog er doch an manchen Orten von jedem Kinde eine Abgabe, auch wenn er ihm geistliche Pflege nicht angedeihen ließ. Hier mußte er den Mohnmäßen, dort den Kuh- und Wachszinsen nachgehen. In Oberzöbern bekam er von jedem Fasse verschenkten Bieres eine Randel, hier spielten das Füllhuhn und das Gartenhuhn von jedem Hause, dort der Haide- und Flachszehnd eine Rolle, der Eier bei Kommunionen, des ‚heiligen Abends‘, der ‚Evangelientäse‘ und anderer lästiger Abgaben gar nicht zu gedenken. Daneben hatte der Geistliche um das lebende Inventar zu sorgen, das je nach dem Einkommen der Stelle in einer Anzahl von Kühen und Schafen bestand. Gingen diese ab, so war er der Gemeinde Ersatz schuldig. Oft traf er die bestimmte Anzahl auf der Pfarre nicht an, zum Theil war das Vieh bereits veräußert und das Geld zur Ausbesserung des haufällig gewordenen Pfarrhauses verwendet.“

Auch mit der Schule stand es nicht besonders gut. Nur die Städte besaßen Knabenschulen, in Weida gab es auch eine Mädchenschule, die zu dem dortigen Nonnenkloster gehörte. Es mangelte an Lehrern; wo solche waren, hingen sie vom Geistlichen ab, der sie beköstigte und besoldete. Das Schulgeld kam kaum in Betracht: die vierteljährlich 16 Pfennige bis 2 Groschen, die hie und da gezahlt wurden, fielen umfoweniger ins Gewicht, als die Ortschaften nicht volkreich waren und Schulbildung unter dem Volke nicht viel galt.

Die Visitation des thüringischen Kreises an der Saale zeigte sehr wenig erfreuliche Zustände. Thüringen hatte durch das Sektenwesen und den Bauernkrieg viel gelitten, auch saß hie und da der Papismus noch ziemlich fest. Viele Geistliche waren Papisten und Lutheraner zugleich, der dritte Theil des Alerus erschien ganz untauglich. Karlstadts Sekerei hatte sich von Drlamünde, ihrem Hauptstiz aus, weit und breit Anhänger gewonnen. Betrürend war, mit welcher elenden Vorbildung man sich um Pfarrstellen bewerben zu dürfen glaubte. Ein Kandidat für die Pfarrstelle von Seitenrode kannte nicht einmal die zehn Ge-

bote, und einer einfachen deutschen Erzählung war er gar nicht fähig. Sechs Jahre lang hatte er kein Buch angesehen, sondern drei Jahre Pferde und Ackerwerk, die übrige Zeit den Beruf eines Tischlers traktirt. Für die Pfarre zu Bodnitz meldete sich ein von den Visitatoren im Plauenschen bereits abgesetzter Papist, das uneheliche Kind eines Landgeistlichen. Das Zusammenleben mit Konkubinen war auch hier nichts Seltenes. Man traf unter den Geistlichen Lahme und Verstümmelte, wie den Pfarrer in Reichardsdorf, der nur einen Arm hatte. Die Gemeinden waren durch den Bauernkrieg verarmt und verwildert. Viele hatten Hand an das kirchliche Inventar gelegt, Kelche und Monstranzen verkauft und den Erlös vertrunken oder zur Bezahlung von Strafgeldern und Steuern verwendet. Selbst die Städte waren zu arm, um Geistliche und Schulen aus eignen Mitteln erhalten zu können, so Neustadt, Saalfeld, Drlamünde, Pöbneck und Jena; in letzterer Stadt hatte der Rath das gesammte Kirchen Silber zu Kommunalzwecken veräußert. Nur dadurch, daß man das Einkommen der in jenen Städten aufgehobenen Klöster in den gemeinen Kasten schüttete, war die Erhaltung der Geistlichen ermöglicht. Fast überall waren die Pfarrer hier so kärglich besoldet, daß man erst bei der Visitation von 1533 das Einkommen vieler auf jenem Wege auf 40 Gulden brachte.

Ungleich entwickelt zeigten sich die kirchlichen Verhältnisse in Leisnig, Cosbitz, Grimma und Eilenburg. Wo hier die Macht der Klöster Einfluß behalten, fanden die Visitatoren Vieles anzusehen. So in Leisnig, wo das Kloster Buch das Patronatsrecht auszuüben versuchte. Die Bürger hatten sich hier frühzeitig der Reformation zugewendet, und man wehrte sich einmüthig gegen den Abt, der römisch gesinnt war. Aber der Geistliche Heinrich Kindt, ein aus jenem Kloster entwichener Mönch, war als unwissender alter Mann für sein Amt so wenig befähigt, daß er selbst um seine Entlassung bat. Er trug bei kirchlichen Handlungen nicht einmal priesterliche Kleider und verwendete gar zu wenig Zeit auf die Auslegung des Evangeliums und der Sonntagsepistel. Wenig günstiger stand es in den übrigen Orten der Parochie Leisnig, in der 9 Mutterkirchen mit 56 Ortschaften, unter denen nur 3 Tochterkirchen, mithin 53 eingepfarrte Dörfer oder Einzelhöfe, zum Theil weit von der Kirche entlegen, bestanden — ein sehr ungünstiges Verhältniß. Die Geistlichen wurden etwa zur Hälfte untauglich befunden. Der Pfarrer in Gersdorf hatte sich seine Stelle käuflich erworben, der in Altleisnig erst vor kurzem dem Papismus den Rücken gewandt, in Wendishain war der Geistliche Papist und Lutheraner zugleich und hatte sein Amt sieben Jahre lang durch Miethlinge versehen lassen, da es ihm „mehr um die Zinsen als um die Seelen zu thun war“. Vielsach wurden Geistliche wegen Sittenlosigkeit, Völlerei und Unzucht abgesetzt, so in Altenhain, Sachsendorf, Deuben, Köhra und Hohenheida. Der Pfarrer in Sprottau wurde

entfernt, da er untauglich war und „sich vom Armbrustschnitzen und Rannenmachen ernähren konnte“. Der in Hübchen war so weit gegangen, daß er dem Küster die Hand lahm gehauen und in der Kirche selbst einen alten Mann geprügelt hatte. Am Laienstande fanden die Visitatoren auffallende Gleichgiltigkeit gegen das Sacrament, in Luptitz und Hohenstädt auch Störung des Gottesdienstes zu rügen. In Polenz und Thammenhain gab es Anhänger Zwinglis.

Auf die Schulen dieser Visitationsbezirke bedurften sehr der Hebung. In Golditz stand an der Spitze der Schule ein verarmerter Edelmann, der nicht einmal der lateinischen Sprache mächtig war und sich vom Schreiben von Bittschriften nährte. In Leisnig scheint ähnliches der Fall gewesen zu sein. Eine Mädchenschule existirte nur in Grimma und Eilenburg. Die Visitatoren wirkten auf Hebung der Lateinschulen durch Anstellung von Lehrern hin, welche die lateinischen Klassiker verstanden und „ein ziemlich gutes lateinisches Scriptum“ anzufertigen befähigt waren. Das Hauptgewicht sollte auf die grammatische Bildung gelegt werden, die erfahrungsmäßig von den Lehrern verabsäumt wurde; indem diese die Jugend mit der bloßen Erlernung von Regeln „zu plagen“ pflegten, ohne dieselben bei der Lektüre in Anwendung zu bringen. In den Dörfern strebte man wenigstens den nothdürftigsten Unterricht der Kinder an, der in der Regel dem Küster zufiel.

Der Versuch, die Visitationen auch über das kursächsische Gebiet hinaus auf die Ländchen der Vasallen auszudehnen, mußte bei der ablehnenden Haltung derselben aufgegeben werden, und die Fortsetzung und Wiederholung jener Untersuchungsfahrten unterblieb auch im Kurstaate einige Jahre. Die vorhandenen Mittel zur Begründung und Aufbesserung geistlicher Stellen waren erschöpft, die theologischen und politischen Kräfte waren anderweit in Anspruch genommen, theils durch Arbeit an der Befestigung der neuen Kirche, theils durch Sorge für deren weitere Durchbildung. Es war die Zeit, wo Luther seinen großen und kleinen Katechismus verfaßte, jenen, um dem Klerus, diesen, um den Laien ein Mittel zu besserer Kenntniß der kirchlichen Sittenregeln und Glaubenssagungen zu schaffen.

Nach diesem Stillstande der Visitationen begann, als die protestantische Kirche durch den Religionsfrieden von 1530 fest begründet war, die weitere Durchbildung derselben vermittelt Visitationen, die von 1532 bis 1545 dauerten und nach einer neuen Instruktion vorgenommen wurden. Die geistlichen Güter wurden jetzt ungehindert zur Dotation von Kirchen- und Schulstellen verwendet und die papistischen oder sonst untauglichen Elemente aus der Kirche fortgewiesen. Diese Maßregeln hatten um so mehr Bedeutung, als die sächsische Landesvertretung sie angeregt hatte; denn es zeigte sich hierbei, daß der Drang nach Reformation im Lande allenthalben gewachsen war. Man visitirte jetzt

auch die Vasallenländer und führte sie wenigstens so weit der protestantischen Kirche zu, daß der offene Widerspruch aufhörte. Allmählich erstreckte sich der Einfluß der Wittenberger auf die Gebiete der Albertiner, und später ließ der Schmalkaldische Bund sogar im Lande des Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel eine Visitation vornehmen und dasselbe dem Protestantismus einverleiben. An die Visitationen in den ernestinischen Landen schloß sich die Begründung anderer bedeutamer Institutionen an. Man hatte sich überzeugt, daß die Superintendenturen zur Beschützung und Weiterentwicklung der lutherischen Kirche nicht genügten, und daß es dazu der Einrichtung von Konsistorien bedurfte. Während man solche Behörden schuf, bemühte man sich durch Ausbildung des Stipendiatenwesens der Kirche und Schule wieder die Kräfte zuzuwenden, welche nach dem Zuge der Zeit den geistlichen Beruf zu fliehen pflegten. Endlich aber versuchte man im Anschluß an die Visitationen und nach Abschluß der Aufhebung der geistlichen Güter das Werk der Reformation durch die „Bewidmung“ sämmtlicher geistlichen Stellen zu krönen.

Dies fand in den Jahren 1544 bis 1546 statt. Die materielle Lage der Geistlichen war durch die Visitationen noch keineswegs genügend gebessert, obwohl man auch die Klostergüter in reichem Maße zur Dotation derselben herangezogen hatte. Jetzt ging man auf Befehl des Kurfürsten Johann Friedrich von neuem an die Feststellung der Einnahmen der Pfarrstellen, und darauf wurden einer großen Anzahl von Geistlichen Zulagen bewilligt. Uebermäßig reichlich bedacht waren dieselben aber auch jetzt nicht. In den Superintendenturen Grimma, Weida, Neustadt, Eisenach, Plauen, Delsnitz und Liebenwerda war die höchste Durchschnittsbefoldung 55, die niedrigste 40 Gulden jährlich, und in der Superintendentur Gera betrug die Befoldung der Pfarrer durchschnittlich gar nur 35 Gulden. Indeß war die Lage des Einzelnen durch diese Bewidmung, die einer Zulage von 15 bis 25 Gulden gleichkam, nicht unwesentlich verbessert worden.

Wir schalten hier nach Burkhart einige Worte über den Geldwerth im Reformationszeitalter und dessen Verhältniß zum heutigen Gelde ein. Der Gulden, unter dem man den meißnischen verstand, hat nach unserm Gelde einen Silberwerth von  $4\frac{1}{5}$  Mark. Da der Geldwerth aber gesunken ist und die Durchschnittspreise des Getreides im 16. Jahrhunderte sich zu den unsern wie 1 zu 3,75 verhalten, so stellt sich der Werth des Guldens auf 15 Mark 75 Pfennige. Das heißt: für einen Gulden konnte man zu Luthers Zeit ebensoviel Korn kaufen als jetzt für  $15\frac{3}{4}$  Mark. Eine Hufe Landes (30 Acker) lieferte einen Ertrag, welcher einen Werth von 5 Gulden hatte. Ein Fuder Heu galt einem Gulden gleich. Korn wurde zu 3, Gerste ebenfalls zu 3, Hafer zu 2 Gulden das Malter veranschlagt. Eine Pfarre, die 60 Gulden baares Ein-

kommen und die soeben erwähnten Naturalbezüge hatte, besaß also ein Gesamteinkommen von 1135 Mark 50 Pfennigen; solche oder bessere Stellen gab es aber in Sachsen nach der Tabelle auf S. 222 nicht viele.

Die Bewidmung war, wie der Entwicklungsprozeß der Lutherischen Kirche überhaupt, langsam vor sich gegangen. Die Schuld lag aber diesmal nicht allein an dem Organismus der letzteren, sondern am Schmalkaldischen Bunde, der im Kampfe mit dem Kaiser Karl in ziemlich kläglicher Weise unterlag. Als dessen oberstes Haupt, der fromme und wohlwollende, aber unbeholfene Kurfürst Johann Friedrich auf der Vochauer Haide besiegt und gefangen genommen worden, kam über die junge Kirche eine ziemlich harte Prüfungszeit. Luther war bereits gestorben. Ueber seinem Grabe brach der Hader streitbegieriger Pfaffen aus, in dem gefangnen Fürsten hatte die Kirche ihren Leiter verloren, und so begann ein Zerstückungsprozeß, der den halbfertigen künstlichen Bau mit schwerer Gefahr bedrohte. Viel kam hier auf die materielle Basis an, die im Obigen besonders betont werden mußte, und hier bezeichnen gerade die Jahre nach dem Schmalkaldischen Kriege das unfertige Wesen der sächsischen Kirche sehr deutlich. „Schon 1548 zeigte sich,“ wie unsere Schrift bemerkt, „in den zahllosen Klagen, daß das Bewidmungswerk auf halbem Wege stehen geblieben war. Die Söhne des gefangenen Kurfürsten erinnerten ihn daran, daß der geistliche Stand unendlich viel zu leiden hatte, da das mit nicht geringen Kosten in Angriff genommene Bewidmungswerk nur in den Superintendenturen der Kreise von Torgau, Grimma und Zwickau, sowie im Vogtlande zur Durchführung gekommen war, während alle thüringischen Pfarreien, ein Theil der meißnischen und selbst die größere Hälfte der sächsischen in Folge des hereingebrochenen Krieges der Vortheile jenes Werkes verlustig gegangen waren. Entschloß sich der Kurfürst, daß die in Meissen gewährte Zulage als Norm für die weitere Durchführung des Geplanten dienen sollte, so gingen wiederum Jahre dahin, ehe man unter den sich häufenden Schwierigkeiten, welche der sächsischen Landesregierung aus der veränderten Stellung zu den geistlichen Gütern und aus der Liquidationshandlung erwachsen, an die Vollendung des Werkes denken konnte. Noch 1552 gab es eine hinreichende Zahl nicht bedachter Geistlichen, obwohl inzwischen die Pfarreien, namentlich in einigen Theilen Thüringens, fast bis zur Hälfte herabgemindert waren.“ Erst viel später, zum Theil erst in unserm Jahrhunderte, ist dem Nothstande, der sich hieraus entwickelte, in ausreichendem Maße abgeholfen worden.